

A low-angle, upward-looking photograph of several modern skyscrapers against a clear blue sky. The buildings are dark, with many windows visible. The perspective creates a sense of height and scale. The text is overlaid on the right side of the image.

**THOMAS
FRICKE**

WIE VIEL BANK

BRAUCHT DER MENSCH?

**Raus aus
der verrückten
Finanzwelt**

WESTEND

THOMAS FRICKE

**WIE VIEL BANK
BRAUCHT
DER MENSCH?**

**RAUS AUS DER
VERRÜCKTEN FINANZWELT**

WESTEND

Die Recherche zu diesem Buch wurde im Rahmen eines Projekts der
Stiftung Mercator unterstützt.

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.westendverlag.de

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



ISBN 978-3-86489-036-9
© Westend Verlag GmbH, Frankfurt/Main 2013
Satz: Publikations Atelier, Dreieich
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany

Inhalt

Einleitung: Abschied aus dem Geldparadies	9
ERSTER TEIL	
Vom Traum globalisierter Märkte zum großen Albtraum?	20
1. Von der Illusion des Stabilitätsgaranten	21
Dreißig Jahre schneller, höher, weiter	21
Der Traum von den hilfreichen Spekulanten	26
Aufkommende Zweifel an der Wunderwirkung	29
Chronisch instabil? – Ein Ausflug ins menschliche Gehirn	30
Prozyklik – die Kernschwche moderner Finanzmärkte	36
Die Rolle der Spekulanten 36 • Tckische Mathematikmo- delle 37 • Risikofreude kommt vor dem Crash 38 • Ratingagen- turen – berforderte Herdentreiber? 40 • Euphorie und Panik mit Tante Erna 43	
2. Das dreißigjährige Kriseln – eine Schadensaufnahme	47
Drei Jahrzehnte Boom und Crash	47
Der Aktiencrash von 1987 48 • Das Finanzdebakel der Schwel- lenlnder 1997/98 51 • Aufstieg und Fall der New Economy 55 • Die große Finanzkrise seit 2007 58	
Ein Finanzmarktschaden namens Euro-Krise	63
Kapriolen am Rohstoff- und Devisenmarkt	74
Rasanten Einkommensgefälle	82
Banken als Schuldenmaschine	87
Die wahre Geschichte von der großen Finanzkrise	90

3. Welchen Nutzen hat die Bankensause überhaupt?	99	Die 5+ Säulen für eine neue Finanzwelt	183
Von der Mär effizienter Preisfindung	99	Säule 1: Finanztransaktionssteuer – Sand in alle Getriebe 184 •	
Das Märchen vom Kapital als Entwicklungshelfer	101	Säule 2: Neues Weltwährungssystem – betreutes Handeln 193 •	
Die Illusion vom Wachstumsmotor für reiche Länder	104	Säule 3: Volksgut Staatsanleihe – mit Schulden spielt man	
Eine historisch atemberaubende Negativbilanz	106	nicht ... 202 • Säule 4: Kontrollierte Rohstoffe – ... mit Essen	
Kosten durch höhere Unsicherheit 106 • Kosten durch Krisen-		auch nicht 209 • Säule 5: Exzesse kontern – automatisches Kri-	
schäden 108 • Kosten der Ungleichheit 110 • Wachstumsverluste		senblockiersystem 213 • Bonusreform: Mindestalter für	
durch fehlgeleitete Ressourcen 112 • Quintessenz eines teuren		Finanzjongleure 222	
Experiments: Weniger ist mehr 114		Menüwahl für mutige Reformer	224
 		5. Vom Albtraum zum Segen – Umstieg zur Klimarettung	228
ZWEITER TEIL		Bankenschrumpfen – und die wunderbare neue Welt	228
Vom Ausstieg als Chance – warum es uns ohne		Banker zur Sonne – mehr Geld für die Klimarettung	238
Bankenwahn besser ginge	120	Schluss: Eine kleine Utopie – von Bankfurt zu Solarfurt	245
1. Menschliche Lernschwäche? –		Literatur	254
Geschichte in der Wiederholungsschleife	123		
Erste Lehre: Alles schon mal dagewesen	124		
Zweite Lehre: Bankenirrwitz ist kein Schicksal	127		
Dritte Lehre: Wie man den Ausstieg nicht macht	133		
2. Wie viel Bank darf's denn sein?	139		
Was soll die Bank?	140		
Wirtschaftswunderzeit als Vorbild	143		
Von guten und von schlechten Schulden	147		
3. Von guten und von schlechten Reformen	154		
Woran sich gute Reformen messen lassen	155		
Wie es nicht geht – der nett gemeinte Unsinn	157		
4. Ein Aktionsplan für den Bankenausstieg	171		
Die hilfreichen Reformen	171		
Ratingagenturen auf Maß halten 171 • Pump down the			
volume 174 • Heiliges Trennbankensystem? 178			

Einleitung: Abschied aus dem Geldparadies

Für Coralie und Annina

»Die Effizienz des US-Kapitalmarkts ist legendär. Kapitalmärkte gelten als effizient, wenn sie sehr schnell viele Aktienverkäufer mit Aktienkäufern zusammenführen. Das ist teils eine Sache moderner Computertechnologien, teils aber auch der Tradition und Erfahrung.«

Aus einer Broschüre der US Information Agency aus den 80er Jahren

»Kapitalmärkte erhöhen die Wohlfahrt. Sie sind nicht eine Spielwiese allein für die Reichen.«

Aus dem Lehrbuch *Kapitalmärkte*, 2005

Die Ehrfurcht schwindet, die Zweifel wachsen. Noch vor ein paar Jahren gehörten Lobeshymnen auf vorausschauende, geradezu weise Menschen an internationalen Finanzmärkten zum Standard in Kommentaren und Politikerreden. Da konnte es von so viel Weisheit an Börsen und in Banken nicht genug geben. Heute mag keiner mehr schwärmen, die Hymnen sind nach Bankenkrise und -skandalen weitgehend verstummt. Nach fast sechs Jahren Finanzkrise und ihren Nachbeben wirkt mancher Gesang aus der Zeit von vor 2007 eher wie, sagen wir, Erich Honecker auf dem letzten Parteitag, beim Aufsagen der Errungenschaften des Kommunismus.

Ein Betriebsunfall in einer ansonsten funktionierenden globalisierten Bankenwelt? Nur ein paar menschlich-moralische Ausreißer, die bald wegbestraft sind? Oder ist der Bruch doch tiefer? Gibt es gar so eine Art Honecker-Moment, wenn auch in leicht, nach drei Jahrzehnten immer grandioser wachsender Finanzmärkte? Und wenn ja, was kommt dann? Bricht da gerade ein System in sich zusammen? Die Antworten darauf könnten darüber entscheiden,

wie gut oder schlecht es uns in den nächsten Jahrzehnten ergehen wird.

Noch wirkt die Ehrfurcht nach. Wir sind ja aufgewachsen mit dieser Mischung aus Glauben und tiefem Respekt, dass Banken anders, reicher, vornehmer und mächtiger sind. Dass in den Schalterräumen feiner Teppich liegt, nicht schnödes Linoleum wie beim mittelständischen Präzisionsmaschinenbauer in Wanne-Eickel.

Wir haben gelernt, dass Banken so viel Platz brauchen, dass sie ihre Zentralen seit den 70er Jahren in der Frankfurter City immer höher bauen (mussten) – ziemlich genau, seitdem die Finanzglobalisierung losging.* Und dass die Herren in den Vorstandsetagen dabei gern wetteiferten, wer am höchsten sitzt. Wie früher beim Quartettspiel mit den Jungs. Wobei die stolzesten vor ein paar Jahren noch die Herren der Commerzbank waren, weil sie den längsten (Turm) Europas hatten. Das ist die Bank, an der wir umständehalber jetzt alle mitbeteiligt sind. Man könnte auch sagen: Der Laden musste in Not mit Steuergeldern verstaatlicht werden, was es zuletzt beim Erich gab. Hochbau kommt vor dem Fall, sozusagen.

Wir haben gestaunt, wo die das Geld her haben, wenn im Besuchertrakt des Towers an der Taunusanlage mal wieder ein Starkünstler aus New York schwingende sanfte Farben und säuselnde Ambient-Klängen vorbeibrachte. Soll keiner sagen, die Bank sei nur schnöde auf Geld aus.

Wir sind damit groß geworden, dass wir zwar Schwierigkeiten hatten, zu verstehen, was die da machen, wenn sie mit komplizierten mathematischen Formeln Geldgebäude konstruieren und in Sekunden Geld gewinnen. Aber es schien ja nicht direkt zu stören. Und es war halt so, dass Endzwanziger dafür im Monat mehr Gehalt aufs Konto bekamen als andere im Jahr.

Wir sind auch damit aufgewachsen, dass wir den Atem anhalten, wenn »die« Märkte über ein Unternehmen, eine Branche oder,

* Symbolhaft ließen die Banken dabei auch mal ein Gebäude der Universität und den Messeturm in der Liste der höchsten Bauten in Frankfurt hinter sich. Im Jahr 1997 eröffnete die Commerzbank das damals höchste Gebäude in Europa, und die Banker unkten, dass sie aus der Chefefage nun auf die Europäische Zentralbank hinunter gucken können.

rums, über ganze Länder urteilen und den Daumen heben oder senken. Als im Juli 2011 der in Europa grassierende Krisenvirus auf Italien übersprang, wofür es keinen triftigen Anlass gab, den es nicht vorher schon gegeben hätte, erklärten uns Analysten binnen Stunden, warum das normal ist. Und die Kollegen vom *Spiegel* titelten voller Demut sofort mit einem Abgesang auf das Dolce Vita, als sei Italien plötzlich aus dem Mittelmeer aufgetaucht; als hätten Bankanalysten bis zwei Tage zuvor nicht etliche Gründe aufgezählt, warum Italien durch die Finanzkrise nicht gefährdet sei.

Wir haben zeitweise artig zugehört, als unser Bankberater uns wie Mutter Teresa erklärt hat, dass die staatliche Rente nicht sicher sei – anders als die private, die wir uns nur (bei ihm) abholen müssen. Dass das große Glück winkt, wenn wir unser Geld am Kapitalmarkt für uns arbeiten lassen. Wunder. Da haben wir uns mit der T-Aktie am Südseestrand schon in Würde altern sehen. Wir haben uns von derselben Teresa Grafiken zeigen lassen, auf denen die Kurven von Kursgewinnen nur nach oben gingen – und alte weise Herren wie André Kostolany erklärten uns, wir müssten nur Aktien kaufen, dann zur Apotheke gehen, Schlafmittel holen und ein paar Jahre



später wieder aufwachen, um die Gewinne zu holen. Gott, lass all die noch ein bisschen schlafen, die, sagen wir, Anfang 2001 bei Bank und Apotheke waren. Ende 2012 lag der DAX fünf Prozent tiefer als damals. Maschsee statt Südsee.

Als Ende der 90er Jahre die erste globale Finanzkrise tobte, weil der Hype um die Schwellenländer plötzlich geplatzt war und in zwei Jahren von Thailand über Russland bis nach Brasilien ein Land nach dem anderen erfasst wurde, lautete die Standarderklärung der Gralshüter beim Internationalen Währungsfonds: Wenn es kriselt, liegt das weniger an den Märkten als daran, dass den Anlegern Informationen fehlten, dass sie in die Irre geleitet wurden. Sonst hätten sie natürlich nie so verrückt reagiert.

Motto: Freie Finanzmärkte sind nach wie vor die beste Instanz, um Geld zu steuern. Es muss nur hier und da etwas nachgebessert werden. Ähnlich war die erste Reaktion auf die Krise 2007. Da waren mal einzelne Notenbanker schuld, weil sie zu billig Geld verliehen hatten – was sich durch Austausch von Führungskräften beheben ließe. Mal waren es Regierungen wie die US-amerikanische, die einfach fahrlässig die Vergabe von Immobilienkrediten an Arme gefördert habe. Botschaft: menschliches Einzelversagen. Abwählen. Fertig.

In Talkshows hat sich derweil eine Deutung festgesetzt, wonach die Krise im Kern ein moralisches Problem (einiger) gieriger Banker ist – die manchmal kriminell sind. Mit dem gelegentlichen Zusatz, dass sich »99,9 Prozent korrekt verhalten«, wie es der CDU-Politiker Michael Fuchs noch 2012 formulierte. Es gibt halt schwarze Schafe, wie überall, und da braucht es im Zweifel Obergrenzen für Bankgehälter, ordentliche Strafen und – als nachträgliches Ordnungsgeld – noch eine Bankenabgabe. Sozusagen als Bearbeitungsgebühr für die Krise. Und alles wird gut.

Wirklich? Mit jedem neuen Jahr Finanznachbeben wachsen die Zweifel. Reicht es, hier und da ein bisschen zu regulieren, mehr Transparenz zu fordern, die Bankenchefs sorgsamer auszuwählen und die eine oder andere Gehaltsobergrenze einzuführen? Selbst

wenn all das mittlerweile mit größerem Eifer betrieben wird? Hilft größere Transparenz, wenn die Finanzmärkte selbst bei Ländern von einem Tag auf den anderen ihr Urteil ändern, die nichts verheimlicht haben – und bei denen sich über Nacht nichts verändert hat? Wussten Anleger nicht, dass die US-Immobilienpreise schon seit Jahren stiegen?*

Alle Anstrengungen, die Banken nach der Asien- und der New-Economy-Krise zu mehr Offenheit zu zwingen, haben nicht verhindert, dass es 2007 zu einer noch größeren Krise gekommen ist. Schlimm genug. Manche Regulierung hat nach 2007 sogar noch fatal krisenverstärkend gewirkt, weil Banken in der akuten Not plötzlich mehr Eigenkapital vorweisen mussten. Willkommen Rezession.

Was helfen Bonusobergrenzen, wenn die Geldhäuser trotzdem aus dem Nichts Milliarden machen können und Hedgefonds in Sekunden absurde Gewinne generieren – und so gefährliche Vermögensblasen entstehen? Da sind hohe Boni eher Symptom des Problems. Das Absurdere scheint ja, dass Einzelne überhaupt virtuell so viel Geld machen können, was andere Berufsstände nie könnten – was auch erklärt, warum sich bei Bäckern und Journalisten die Boni-Frage in der Regel gar nicht stellt. Das Geldzaubern verschwindet ja nicht, wenn die Gehälter bei Bankern gedeckelt sind oder Investmentmanager ihre Gewinne mal für arme Leute spenden, so schön das für die wäre.

Das Problem muss tiefer liegen. Seit in den 70er und 80er Jahren die große Freiheit an den Finanzmärkten einzog, scheint es Dutzende Bankenkrisen, Immobilien- und Aktienblasen und Finanzcrashes gegeben zu haben: von der Eskalation der US-Sparkassenkrise über den Aktiencrash 1987 und Japans Immobilienblase bis hin zur Bankenkrise in Europas Nordländern in den 90er Jahren, der Mexiko-Krise, der Asien-Krise, dem Platzen der New Economy – und der jüngsten und schlimmsten Finanzkrise seit dem Rekordhalterdrama der 30er Jahre.

* Wie der Finanzexperte Robert Shiller erklärt, gab es bis 2000 in den USA tatsächlich erstaunlich wenig Daten zur Entwicklung der Hauspreise, das hat sich seither geändert.

Nach Auswertungen von US-Historikern sind seit Beginn der Finanzglobalisierungswelle durchweg zwischen einem Drittel und 70 Prozent der Welt (gemessen an der Wirtschaftsleistung) von irgendeiner Form von Finanzkrise betroffen gewesen. In den 50er und 60er Jahren waren es weniger als 20 Prozent. Und die Konsequenzen werden offenbar mit jeder Krise dramatischer. Die jüngste Finanzkrise hat große Teile der Weltwirtschaft an den Rand der Depression gebracht, die Arbeitslosigkeit in vielen Ländern hochschießen lassen, und es mussten so viele Banken mit Steuergeld gerettet werden, dass selbst im scheinbar robusten Deutschland die Staatsschuld stieg.

Alles nur eine Frage mangelnder Moral, von ein bisschen Transparenz oder Notenbankerirrtum? Unwahrscheinlich. Der Verdacht drängt sich immer stärker auf, dass das Chaos sogar in der Eigenlogik globalisierter Finanzmärkte steckt. Mit jedem Jahr reifender Erkenntnis werden die Krisendiagnosen seither radikaler. Und die Kritik kommt nicht von denen, die schon immer den Untergang des Abendlands, des Kapitalismus oder des Geldsystems prophezeiten. Sie kommt zunehmend von eher orthodoxen Professoren wie Thomas Straubhaar, dem Chef des Hamburger WeltWirtschaftsinstituts (HWWI). Oder Dennis Snower vom einst streng monetaristischen Kieler Institut für Weltwirtschaft.

Da beschäftigen sich renommierte Ökonomen wie Thomas Philippon mit der Frage, wieviel Banker zuviel verdienen. Früher tabu. Da diagnostizieren Finanzexperten wie Dirk Bezemer, wie sehr sich die Banken mit gegenseitigen Krediten in die Kreditblase gesteigert haben. Und da provozieren Wissenschaftler wie Dani Rodrick mit der These, dass die Finanzglobalisierung gar keinen Beitrag zum Aufstieg der Schwellenländer geleistet hat – anders als die sonstige Zunft lange predigte. Plötzlich fordern ehemalige IWF-Chefvolkswirte wie Simon Johnson, die Banken zu zerschlagen. Ähnlich radikal gibt sich der frühere US-Notenbankchef Paul Volcker.

Brauchen wir nach drei vermeintlich verlorenen Jahrzehnten die große Wende? Den Abschied vom Traum herrlich liberaler Finanzmärkte? Von falscher Ehrfurcht vor weisen Bankbeschäftigten und edlen Teppichen in der Empfangshalle? Wenn das Kriseln kein Ausreißer, sondern die Regel zu sein scheint? Und wenn die Erwartun-

gen, die an die Finanzglobalisierung geknüpft wurden, womöglich chronisch verfehlt werden?

Darum soll es in diesem Buch gehen: weniger um die Moralfrage oder die nachvollziehbare Wut gegen manchen Zocker als vielmehr darum, ob Finanzmärkte nach menschlichem Ermessen überhaupt und grundsätzlich wohlstandsfördernd funktionieren können, wie es ihre Vordenker meinten. Selbst wenn statt raffgieriger Endzwanziger, sagen wir, der Papst das Geld managen würde.

Nach so vielen Krisen gilt es zu klären, ob dahinter nicht ganz menschliche Reflexe und Schwächen stecken, die zu schweren Systemfehlern führen. Sind die Händler am Markt womöglich überfordert mit dem Datenfluss? Was erklären könnte, warum Investoren im Krisenfall selbst danach hecheln, von der Notenbank aus dem eigenen Desaster gerettet zu werden. Gibt es vielleicht sogar eine inhärente Logik, die in jedem Boom und in jeder Krise dazu führt, dass ein Jeder für sich selbst ganz rational der Herde hinterherläuft – genau das aber führt in der Masse dazu, dass freie Finanzmärkte zwischen Euphorie und Depression irren, und dass bei zunehmenden Geldvolumen so immer katastrophalere Kollateralschäden entstehen.

Nach drei Jahrzehnten Finanzglobalisierung scheint die Frage legitim, welchen gesellschaftlichen Mehrwert das Bankentreiben bringt, all die Derivate, Hedgefonds und das Hin- und Herschieben von virtuellem Geld, von Öl oder Devisen in Mikrosekunden – und ob das den Schaden aufwiegt, der durch Blasen und Krisen entsteht, durch steigende Verschuldung und wachsendes Vermögensgefälle. Wenn Banken am Ende mit Hundertmilliarden Steuergeldern gerettet werden müssen.

Oder ginge es uns nicht allen besser, wenn wir die Finanzwelt wieder dahin brächten, wo sie einmal war, bevor Ronald Reagan und Margaret Thatcher in den 80er Jahren die große Freiheit lostraten?

Bräuchten wir nach dem großen Atomausstieg nicht einen noch spektakuläreren Bankenausstieg – und mit der Energiewende eine große Geldwende? Vielleicht ließen sich jene Mittel, die derzeit noch für das Hin- und Herbewegen virtueller Geldmassen gebunden sind, für sinnvollere Dinge einsetzen. Es hat schon etwas Absurdes, zuzusehen, wie die besten Ingenieursabsolventen großer US-

Eliteunis in die Finanzbranche gehen, so wie das in den vergangenen zwei Jahrzehnten der Fall war, weil dort das große Geld lockte – um für Fonds komplizierte mathematische Modelle zu entwerfen, deren Nutzen selbst Insider irgendwann nicht mehr erklären konnten.

Vielleicht wäre es nach Abwägung der Erfahrungen für die Menschheit ja lohnender, Milliarden aus der losgelösten Finanzwelt abzuziehen und sie in die Rettung des Klimas zu investieren, statt noch ein bisschen mehr Geld beim Wetten zu verschwenden. Was zu belegen ist.

Keine Angst. Es gehört zu den Tücken des Krisenmanagements, dass Banken ihre eigene Sprache entwickelt haben, schon weil immer komplizierter wurde, was die Ingenieure mit ihren Modellen da machten. Ein Hedgefonds-Manager aus der Schweiz hat mir mal erzählt, dass er eines Morgens aufgewacht sei und sich leicht blass vor dem Spiegel gefragt habe, was er da eigentlich mache. Da sei ihm klar gewesen, dass seine Modelle so kompliziert geworden seien, dass er sie selbst nicht mehr verstand. Das sollte Ihnen mal ein Chirurg vor der Herz-OP sagen.

Bankchinesisch und komplexe Modelle sind natürlich auch praktisch, eben weil sie außerhalb der Branche keiner mehr verstand. Was es definitiv auch schwieriger machte, das Bankenproblem zu erkennen und das Treiben zu kritisieren, geschweige denn zu regulieren. Es ist natürlich leichter, über schludernde Griechen zu schimpfen, als das Modell eines Hedgefonds zu widerlegen. Wie der britische Cheffinanzaufseher Adair Turner eindrucksvoll schildert, waren die ersten Regulierer nach Ende der blinden Liberalisierungsjahre komplett überfordert, weil ihnen mathematische Cracks gegenüberstanden – und weil kein Crack für schlechtes Geld Regulierer werden wollte.

Das Gute ist, dass ein Großteil des Bankchinesischs eher Schein ist als relevant, um das Grundproblem der Finanzglobalisierung zu verstehen. Das basiert im Kern auf viel einfacheren Prinzipien, Mechanismen und ganz menschlichen Verhaltensweisen. Was dieses Buch auch für Leute mit Allergie gegen Bankenfachjargon lesbar machen soll.

Um das zu verstehen, war ich natürlich auf Hilfe angewiesen – und bin für die Gespräche mit einer Menge brillanter und mutiger Exper-

ten dankbar, die für das Neuverständnis der Krise und den Neustart der Wirtschaftswissenschaften Großes leisten. Das gilt für Thomas Philippon, Moritz Schularick, Adair Turner, Dirk Bezemer, Stephan Schulmeister, Paul de Grauwe, Simon Johnson, Robert Johnson, Jean-Paul Fitoussi, Peter Bofinger, Carlo Jaeger, Patrick Graichen, Carl-Ludwig Holtfrerich und vielen anderen, mit denen ich gesprochen habe. Dank auch an Volker Hofmann und Siegfried Utzig vom Bundesverband deutscher Banken, die mir aus ihrer Sicht wichtige Einblicke vermittelt haben. Ein besonderer Dank gilt auch Ben Grotjahn, dem besten Infografiker der Welt, der die Grafiken in diesem Buch angefertigt hat. Und meinen Töchtern, die mich immer wieder aufgemuntert haben – und denen ich beim Versuch, altersgerecht zu erklären, was Papa da schreibt, zumindest schon mal vermitteln konnte, dass man mit Geld nicht spielt.

Im ersten Teil gilt es auszuloten, wie gut oder schlecht die Finanzglobalisierung funktioniert hat, warum Märkte so häufig abheben und crashen und inwieweit dahinter menschliches Versagen steckt. Und ob wir mit weniger nicht besser auskämen.

Im zweiten Teil geht es darum, wie viel Bank der Mensch braucht und wie viele komplizierte Finanzprodukte. Wie viel Kredit sollte eine Bank vergeben dürfen, sodass es nicht zu Überschuldung und anschließenden Crashes kommt, der Wirtschaft aber noch genug Mittel zukommen, um nicht via Kreditklemme in den Ruin zu treiben? Und welche Agenda wäre nötig, um einen Bankenausstieg hinzubekommen? Wer weiß, vielleicht könnte aus der Frankfurter Bankenskyline ja bald eine Solarskyline werden. Banker zur Sonne.

Viel Spaß beim Lesen. Lassen Sie mich Ihre Anregungen und Kommentare wissen über www.neuewirtschaftswunder.de oder über meine WirtschaftsWunder-Seite auf Facebook.